

Die Sr. Bonichon ausging, um seinen Hund zu verlieren.

Preisgekrönte Erzählung von Marcel Berger. — Deutsch von F. Wallerstein.

Elf Uhr Morgens, Saint-Jacques-Strasse. Herr Bonichon befindet sich wieder vor seiner Tür; aber er geht noch nicht hinein, denn sein Hund Rip, ein ganz schwarzes, junges, geschmeidiges Tier, hat sich über einen großen Knochen gemacht, den er das Trottoir entlangschleift.

„Rip, Rip!“ ruft Herr Bonichon. Einige Vorübergehende drehen sich um, und Rip wedelt mit dem Schwanz. „Rip!“ wiederholt Herr Bonichon ganz sanft wie eine Bitte. Rip ist gerührt; er richtet sich auf, er kommt mit kleinen Schritten näher und trägt feierlich seine Beute im Munde.

Herr Bonichon zuckt die Achseln, entfernt sich und möchte Rip gern in einen Winkel der Haupttür treiben. Aber Rip senkt den Kopf, sträubt sich, läuft plötzlich zwischen den Beinen des Herrn hindurch und kriecht durch das Gitter, dann trümpelt er mit Siegermienen über den Hof. „Na, hoffentlich sieht ihn die Hausmannsrau nicht“, denkt Herr Bonichon. Er setzt sich seine Brille auf. Aber die Hausmannsrau ist nicht in ihrer Loge. Herr Bonichon steigt die bunte Treppe herauf, vor ihm läutet ein kleines Glöckchen.

Beim Klang einer bekannten Stimme geht er langsamer, blickt nach oben und bleibt schließlich stehen. Es ist die Hausmannsrau, die mit dem Besen in der Hand von weitem Rip bedroht und ihn grob anspricht. Auf dem dritten Treppenschritt hat sich Rip mit seinem Knochen niedergelassen, den er zwischen seine Vorderpfoten genommen hat und gierig ableckt, während er ab und zu kläfft.

Herr Bonichon steigt wieder eine Etage hinunter. Die Tür zur vierten öffnet sich. „Rip!“ ruft eine barocke Stimme. Und Rip läßt seine Beute im Stich, bückt sich nieder und schlängelt sich wie ein Schatten durch die halbgeöffnete Tür, um sich, Gott weiß wohin, zu verziehen.

Da steigt Herr Bonichon mit unschuldsvoller Miene hinauf und grüßt mit lebenswürdigem Lächeln die unfreundliche Hausmannsrau. Er klingelt. Frau Bonichon öffnet ihm selbst. „Guten Tag, meine Liebe“, sagt er etwas außer Atem.

Sie dreht sich um, ohne ein Wort zu sagen. Herr Bonichon ist bestürzt. Er jängt an, seine Zeitung zu lesen; heute sieht gar nichts in der Zeitung. Herr Bonichon läuft ängstlich; aber Rip heult nicht dadurch in der Küche. Das ist ein gutes Zeichen. Vielleicht ist die Geschichte schon erledigt.

Die Frühstückstunde. Man setzt sich zu Tisch. Rip schleicht an der Wand entlang und erscheint wieder. Rip hat Gewissensbisse; er ist zurückhaltend und mustergültig. Er legt seine Pfoten nicht auf den Tisch und beschneifelt die herabhängende Hand seines Herrn.

„Ich bin zu einem Entschluß gekommen“, sagt Frau Bonichon. Herr Bonichon hätte sich vor Schreck beinahe verschluckt. „Zu welchem?“

Er lächelt lebenswürdig. „Du sollst mir Deinen Hund aus den Augen schaffen“, sagte sie, „ich habe es seit, immer die Klagen der Hausmannsrau zu hören. Ich hatte Dich gewarnt.“

Gott weiß, daß Herr Bonichon den Frieden seines Hauses liebt, aber eine Auseinandersetzung ist nicht zu umgehen. „Kommt!“ sagt er, „wir wollen vernünftig miteinander reden!“

Das ist seine Lieblingsredensart; er hat niemals Glück damit gehabt. „Was soll ich denn mit diesem Hund machen?“

„Verkaufe ihn!“

„Rip verkaufen?“

„Das ist wahr. Wer sollte den wohl kaufen? Nun, dann muß man ihn totschicken!“

„Alles, nur das nicht!“

„Nun, dann mußt Du ausgehen und ihn zu verlieren suchen; es giebt genug Leute, die Hunde verlieren, denn sonst könnte es ja nicht solche Narren geben, die sie finden, wie zum Beispiel Du voriges Jahr.“

in großen Sprüngen und Purzelbäumen die Treppe hinunter. Herr Bonichon hält sich beim Hinuntergehen am Geländer fest. Im Hofe brummt die Hausmannsrau beim Vorübergehen unbedeutliche Worte: „... Schmutziges Vieh! — Strohhede! — Dred!“

Herr Bonichon erötet vor Entsetzen. Rip hat seine Nase in den schmutzigen Rinnstein gesteckt und trinkt in langen Zügen, wobei er die Augen verdreht.

Herr Bonichon steht geduldig daneben, dann ruft er ihn, und schließlich pfeift er. Und plötzlich beschneift ihm Rip mit einem freundlichen Sprung seine Wade von oben bis unten mit Kot.

Das ist unverschämte, denkt Herr Bonichon und wipst sich unwillkürlich auf der Straße seine Wade ab. Dieses Tier hat mir in ein paar Monaten zu viel Unannehmlichkeiten gemacht. Meine Frau ist ganz nervös und hat einen verbitterten Charakter bekommen. Meine Hausmannsrau, die mich früher achtete, bringt mir schon nicht mehr zur bestimmten Zeit meine Briefe hinauf. Ein Jäger scheint Rip auch nicht zu sein, denn als man am 14. Juli geschossen hat, verlor er sich unter meinem Bett. Für einen Wächter kann er auch nicht gelten, denn wenn er bellt, schlägt ihn meine Frau gleich. Rip ist unsauber, Rip ist geräuschvoll, Rip ist gefräßig —

So träumt Herr Bonichon, während er das Boulevard Saint-Michel hinuntergeht; aber seine Blide folgen liebevoll Rip, der vorausläuft, stehen bleibt, zu ihm kommt oder sich plötzlich zwischen den Beinen der Spaziergänger niederbückt.

Herr Bonichon versteht, daß ein Entschluß unbedingt nötig ist. Als ehrenhafter Mensch legt er sich diese Frage vor, und es betrübt ihn, daß er so empfindsam ist.

„Ich bin immer sentimental gewesen“, gesteht er sich ein; meine Frau sagt, ich sei ein Dummkopf — und die Anderen denken es vielleicht auch. Es wäre schön, wenn ich auf meine alten Tage diesen Zwang meiner Natur abschütteln und meine Seelenstärke beweisen könnte.“

Sie nähern sich den Tuilerien. Herr Bonichon runzelt die Stirn, beißt sich auf die Lippen, dann seufzt er und sucht die Seelenruhe unumstößlicher Entschlüsse. Er ruft Rip, der mit großen Sprüngen herbeieilt, neigt sich zu ihm hinab, er streift sein Halsband ab, er küßt ihn auf's Ohr, und zum Dank legt ihm Rip die Nase.

Mit festem Schritt geht Herr Bonichon in den Garten. Er legt sich auf die nächste Bank und faltet seine Zeitung auseinander.

Rip pflanzt sich vor seinem Herrn auf und betrachtet ihn mit glänzenden Augen. Keine Leine! Kein Halsband! Was? Was ist denn das? Ist das die Freiheit? Rip ist ein eigener Herr und Herr dieses Paradieses? Und der Herr ist in seine Zeitung vertieft, verbietet ihm nichts und sagt nicht: „Rein, Rip!“

„Machtige Götter! Rip, ganz toll vor Freude, stürzt sich in's dichte Gras, wälzt sich darin, dreht sich um seinen Schwanz; von dort nimmt er einen Anlauf, verlorft die Spazier, verwirft ein Blumenbeet, bellt eine alte Dame an und wirft ihren kleinen Hund über den Haufen. Es ist ein öffentlicher Skandal. Zwei Wächter mit militärischen Auszeichnungen eilen herbei und gestikulieren lebhaft.“

Und Herr Bonichon, ganz bleich, schleicht davon, entwischt, verläßt den Garten und steigt in den ersten besten Omnibus.

Dieser Omnibus setzt ihn am Saint-Lazare-Bahnhof ab. Er muß hinuntersteigen, er muß nach Hause zurück. Langsam geht Herr Bonichon durch die dichtbelebten Straßen. Er fühlt sich niedergeschlagen und melancholisch. Etwas fehlt ihm oder vielmehr jemand. Wie allein er heute in der Menge ist! Bei schwierigen Uebergängen übertrifft er sich dabei, wie er pfeift und in seiner Nähe eine vertraute Gestalt sucht. Rip ist ihm die Süßigkeit für immer dahin, über ein noch unbesonnenes Wesen zu wachsen, als er selber ist. Und andere Hunde gehen vorüber, an der Leine folglos hinter ihren Herren her. Herr Bonichon fühlt, wie aus seinem Kummer Gewissensbisse aufsteigen.

Während er so, ohne zu denken, weitergeht, befindet er sich plötzlich wieder zufällig vor den Tuilerien. Zufällig? Ohne Zweifel, denn er muß doch dort vorbei. Ja, aber eine geheime Macht führt die Verbrecher immer wieder an den Ort ihres Verbrechens zurück. Herr Bonichon irrt ständig wieder am Gitter entlang. Was hofft er?

Herr Bonichon bleibt stehen, sein Auge wird stier; sein altes Herz schlägt heftig. Warum dort unten dieser Menschenauflauf? Was wollen all diese Kinder, und weshalb stoßen sie sich gegenständig, und warum bilden sie einen Kreis? Und was zieht jener bide, rote, würdige Wärter an einer Schnur hinter sich her?

Herr Bonichon muß sich an einen Baum anlehnen.

Es ist Rip, mit Schmutz bedeckt, gemüht, tief betrübt, jener schwarze, widerpenstige Hund, den eine rauhe Schnur erwürgt und der mit seinen

armen wunden Pfoten den Boden schleift. Und der Mann des Geschehes ist der stärkere. Der Wächter erreicht das Gitter und befestigt die Schnur an einem Pfeiler. Die kleinen Kinder jaulen vor Freude. „Nicht stehen bleiben!“ sagt der Wächter streng.

Ein anderer Hund ist schon dort festgebunden: ein kleiner weißer Pudel, ein unschuldiges Tierchen mit langen Haaren, der sich auf den Kies gelegt hatte, um in der Sonne süß zu träumen.

Als Rip ihn beschneifelt, öffnet der Andere die Augen ein wenig und ist aufgestanden. Dann hat er sich gestreckt, beriecht Rip mit Höflichkeit und betrachtet ihn schließlich müßlos.

Aber Rip ergibt sich nicht in sein Schicksal; Rip hat sich auf seine Hinterpfoten niedergelassen und schmettert seine Himmel die Trauerlage der verfolgten Unschuld. Herr Bonichon kann sich nicht mehr zurückhalten. Er tut zwei Schritte vorwärts und pfeift.

Und der Wächter unten hat sich umgedreht, er hat ein dumpfes Köcheln gehört. Rip hat sich aufgerichtet, leuchtend, die Zunge hängt ihm zum Hals hinaus, seine Augen treten aus ihren Höhlen, sein Körper stampft, köhnt und wehrt sich gegen die Schnur, die ihm den Atem raubt.

Und Herr Bonichon, der näher kommt, möchte am liebsten laufen, wenn er es mochte.

Der Wächter hat verstanden, er runzelt die Stirn und geht auf ihn zu. „Gehört Ihnen dieser Hund?“

„Das ist Rip!“

„Und sein Halsband?“

Herr Bonichon erötet und zieht das Halsband aus seiner Tasche. Der Mann nimmt ein Notizbuch vor.

„Sie werden sich zu verantworten haben. Ihr Name? Ihre Adresse?“

Aber was schaden all diese Unannehmlichkeiten? Der befreite Rip tanzt vor Freude und glücklich über seine Freiheit erschreckt er die Spazierer der Umgegend durch sein Gebell. „Einer weniger für die Abbederei“, flüstert der Wächter hinzu.

„Die Abbederei?“ Herr Bonichon fühlt seine Seele ganz durchdrückt von der wohlriechenden Fröhlichkeit der guten Tat.

Er grüßt und will fortgehen; Rip betrachtet ihn von weitem und wartet. Herr Bonichon geht zurück; er hat auf seiner linken Hand einen warmen Hauch gespürt.

Ein kleiner, weißer Pudel mit langem lockigen Haar betrachtet ihn voller Vertrauen, schüchtern, liebevoll und sieht ihn bittend mit seinen großen, grünen, unschuldsvollen Augen an, richtet sich auf und legt ihm mit seiner rohen Zunge die Hand.

Herr Bonichon ist gerührt. Als der Wächter mit majestätischen Schritten fortgeht, eilt ihm Herr Bonichon nach.

„Mein Herr mein Herr!“ sagt er etwas rot, „der kleine weiße Hund gehört mir auch.“

Lebenskunst.

Nach häßlichen Feststellungen hat sich die Lebensdauer der Menschen gegen die Lebensdauer der Vorfahren verlängert. Es leben jetzt in unserem Lande im Verhältnis zur Bevölkerung fünfzig Jahre über 50 Jahre mehr als früher, ein Umstand, der auch sein Teil zu der Vermehrung der Bevölkerung beiträgt. Daß das zunächst und hauptsächlich auf die Fortschritte in der Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse zurückzuführen ist, dürfte, wie die St. Louiser Weltliche Post schreibt, kaum angezweifelt werden. Die inneren Lebensverhältnisse scheinen sich allerdings auf den ersten Anblick gegen früher verschlechtert zu haben. Es fehlt vielfach an der ruhigen Gleichmäßigkeit des geistigen Lebens, eine Folge der Unrast des geschäftlichen Lebens und Treibens unserer Zeit. Diese Unrast greift an und kann unmöglich lebensverlängernd wirken.

Ebensovienig kann das Nachleben unserer Städte einen besonders wohlthätigen Einfluß auf den Gesundheitszustand und das seelische Leben der Menschen ausüben. Alles zugegeben, und doch entfällt gerade der verhältnismäßig größere Teil der Bevölkerung im Alter von über 50 Jahren auf die Städte. Hier müssen also doch gewisse günstige Bedingungen gegeben sein, die einem nicht so gleich in die Augen stechen. Ja, das Leben wird hier scharf an die Zügel genommen, aber gerade diese feste zielbewusste Führung erhält den Menschen offenbar frischer und strammer als das etwas lässige Dahinleben früherer Zeiten. Der Mensch der Neuzeit kennt keine Langeweile, und die Langeweile gerade jetzt an der Lebenskraft mehr als man anzunehmen geneigt ist. Auch in der Erholungszeit bedarf der Mensch einer entsprechenden Beschäftigung. Der hart körperlich Arbeitende benötigt geistiger Anregung und Unterhaltung in seinen Freistunden, die der Geistesarbeiter durch Körperarbeit ausfüllen muß, wenn Geist und Körper im Gleichgewicht bleiben sollen. Alles hat seine Zeit, Arbeit und Erholung, und über die Zeiteinteilung hat man ja in der Gegenwart viel vernünftiger Ansichten als früher.

Die tägliche Erholungszeit wie die größeren jährlichen Ferien sind in al-

len besseren Arbeitsverhältnissen nach vernünftigen Grundsätzen geregelt, so daß sich die Menschen ihre Lebensführung nach gesundheitlichen Grundsätzen ordnen können. Und das hat der Mensch ja mit der Zeit auch gelernt. Er weiß ganz genau, was ihm gut tut, und sucht sich das innere Gleichgewicht durch äußere Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen und zu erhalten. Diese Lebensbequemlichkeiten sind nun allerdings in unseren Städten viel ausgiebiger und ohne besondere Anstrengung des einzelnen zu haben, als auf dem Lande, und das ist der Grund, warum die Lebensdauer der Stadtbewohner sich verhältnismäßig häufiger gestaltet hat als die der Landbewohner. Freilich, wenn der Landbewohner will, kann er sich das Leben noch gemütlicher machen als der Städter. Dazu muß er allerdings selbst das meiste beitragen. Mit einigermaßen gutem Willen läßt es sich überall gesundheitslich leben.

Hardige Rohre.

Das Rohr ist sozusagen ein unerläßlicher Bestandteil unseres Daseins geworden. Wir sind von Rohren geradezu umgeben. Da gibt es Rohre für die Wasserleitung, solche für das Gas, Rohre für den Auszug und welche für die Lüftung, Rohre, in denen die elektrischen Leitungen verlegt sind, sowie endlich solche für die Dampfheizung, die Warmwasserbereitung usw. usw. Der Untergrund unserer Städte ist von Rohren durchzogen, die Schiffe bergen ein wahres Eingeweidesystem von Rohren in sich, und in den industriellen Betrieben wandelt man zwischen ihnen dahin.

Bei einem derartigen Ueberfluß kann es nicht ausbleiben, daß Verwüstungen eintreten. Das hat aber auch seine ersten Seiten. Durch Verwüstung von Hänen und Rohren kommen insbesondere in der Industrie leicht Unzulänglichkeiten der verschiedensten Art vor. In technischen Betrieben, sowie auch auf den Kriegsschiffen der deutschen Marine hat man deshalb schon seit einiger Zeit zu dem Hilfsmittel gegriffen, jedes Rohr mit einer besonderen Farbe anzufärben, so daß es in seinem ganzen Verlauf durch diese Farbe gekennzeichnet ist. Das Dampfrohr ist z. B. blau, das Wasserrohr immer rot, das Rohr der elektrischen Leitungen weiß usw. usw.

In der ganzen Sache war aber kein System und vor allem kam sie über ein verhältnismäßig eng begrenztes Gebiet nicht hinaus, so daß nur wenige einen Vorteil davon hatten. Wurde im Falle eines Unglücks z. B. die Feuerwehr herbeigerufen, so mußte sie doch nicht, was die roten, blauen und weißen Farben zu bedeuten hatten, da eben jeder Betrieb sein Rohrbezeichnungen ganz nach Belieben wählte.

Nun hat sich die größte technische Vereinigung Deutschlands, der Verein Deutscher Ingenieure, der Sache angenommen und einen Ausschuß eingesetzt, der einheitliche Rohrbezeichnungen schuf, die von jetzt ab im ganzen Deutschen Reich Geltung haben und eingeführt werden sollen. Die für die einzelnen Rohrleitungen festgesetzten Farben sollen sowohl auf den Plänen der Häuser, der Fabriken, der Schiffe usw., wie auch in diesen selbst Anwendung finden. Von den gewählten Farben sind die für weitere Kreise in Betracht kommenden die folgenden: für Wasser — grün, für Gas — gelb, für Luft — blau, für Dampf — weiß, für Laugen — rosa. Bei gefährlichen Leitungen wird als Zusatzfarbe rot genommen, und zwar wird dieses gefahrbedingende Rot durch Striche oder Punkte auf die Grundfarbe aufgetragen.

Nun würde es ziemlich kostspielig sein und auch unter Umständen nicht besonders gut aussehen, wenn man die Leitungen in ihrem ganzen Verlauf mit den erwähnten Farben anstreichen wollte. Deshalb sollen nur die Abzweigungen der Sammelleitungen der Rohre gekennzeichnet werden, von denen aus sich das Rohr leicht weiter verfolgen läßt. Da die Farben leicht verschmutzen, so daß man sie nicht mehr richtig erkennen könnte, so soll auch der Anstrich nicht direkt auf das Rohr aufgebracht werden, sondern es sollen emaillierte und lackierte Blechbänder daran angeflammt oder herangelegt werden, die man leicht von Zeit zu Zeit abnehmen und reinigen oder erneuern kann.

Dr. Albert Neuburger.

Die Welba als Platanenleberin.

Madame Welba, die berühmte Sängerin, war zu Beginn ihrer Künstlerlaufbahn völlig auf sich gestellt, da ihr gegen diesen Beruf einmüßiger Vater ihr jeden finanziellen Beistand verweigerte. Voll brennenden Verlangens, in der Defizientenzeit aufzutreten, veranstaltete sie in Sorrenzo ein Konzert zu wöchentlichem Zweck. Doch die erforderlichen Vorkehrungen hatten ihre ganze Barschaft verschlungen, so daß sie kein Geld mehr hatte, um das Ankleben der Ankündigungsettel zu bezahlen. Sie beschloß daher, es eigenhändig zu bemerkselligen. Mit Kleisterpfropf und Pinsel bewaffnet, die Zeiteckel unter dem Arm machte sie im Halbdunkel ihre Runde und klebte ihre sämtlichen Plakate an. Das Resultat war ein volles Haus und ein glänzender Erfolg, der ihren Entschluß, bei dem ertorenen Beruf zu beharren, natürlich bestärkte.

Humoristische Klippe.

Das neue Modesteid. Spricht man darüber — Dann schimpft sie; Sieht sie's auf der Straße — Das Mädchen rümpft sie; Doch bei der Schneiderin — Da erwägt sie's. Und ein paar Tage d'rauf — Da trägt sie's.



Seine Auffassung. Gefängnisgeflüchter: „Mein Sohn, hast Du Dich auch gegen die Gewalttätigen gewehrt, die Dich im Bösen versuchten?“ Häfling: „Ja hab' getan, was ich konnte, aber was kann ich tun, wenn mir vier Schutzmänner holen kommen!“

Ganz emanzipiert. Gatte: „Na, das wird immer schöner, nun bin ich wohl oder übel gezwungen, mir selbst zwei Knöpfe, die mir schon längst an meinem Paletot fehlten, anzuhähen!“ Gattin: „Ach, Alfred, da sei so freundlich und nähe mir an mein Kleid auch zwei losgerissene Knöpfe mit an!“

Galgenhumor. Gefängnisaufseher: „Nur noch wenige Minuten, und Sie werden zum Schaffot abgeholt — sind Sie gefahrt?“ Gefangener: „Na, selbstredend, denn sonst wäre ich ja doch nicht hier!“

Schmeichelei. Junger Ehemann: „Da hast Du ja statt Hammelfleisch Kalbfleisch gebracht; woran hast Du wieder gebracht?“ Sie (zärtlich): „Ich denke immer an Dich, Schatz!“

Paradox. Besucherin (zur Hausfrau): „Wie, Sie besorgen Ihre ganze Hausarbeit allein? Ja, da wunder's mich nicht, daß Sie soviel freie Zeit haben und spazieren gehen können! Ich habe zwei Dienstmädchen . . . was die für Arbeit machen!“

Im Gerichtssaal. Gerichts-Präsident: „Sie sind also zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Haben Sie noch etwas zu sagen?“ „Ich möcht' mal fragen, ob denn nicht etwas für die Untersuchungshaft abgeh.“

Originelle Berechnung. Armenortsführer: „Aus wie viel Köpfen besteht Ihre Familie?“ Frau: „Mal aus zwölf und mal wieder aus elf.“ Armenortsführer: „Na, wie kommt denn das?“ Frau: „Weil mein Mann bei so vielen Köpfen manchmal seinen eigenen verliert.“

Es bleibt dabei. „Ich gratuliere zu Ihrer Verlobung!“ „Sie irren, ich habe mich gar nicht verlobt!“ „O! dann gratuliere ich noch herzlicher!“

Die gebildete Köchin. Hausfrau, zur Köchin, die einen zerbrochenen Krug in den Scherbenkasten werfen will: „Was haben Sie denn da, Minna?“ „Ein kleinstes Lustspiel, gnädige Frau.“

Interessante Ehe. „Na, wie fühlst Du Dich denn in Deinem Ehestande?“ „Genau so wie auf der Bühne.“ „Was soll denn das heißen?“ „Nun, ein Auftritt folgt immer dem andern.“

Verständlich. Bauer (den Gläubiger in den Viehstall führend): „So, jetzt können wir ungeniert über die Sach' reden — hier sind wir ganz unter uns.“

Gelassenheit. Student (auf dem Ball für sich): „Der Kerl hat meine Schwester schon viermal zum Tanz geholt . . . den könnte ich mal anzupumpen versuchen!“

Aus dem Gerichtssaal. „Ist das Automobil, das Ihre Ruh niedergerasteten, schneller gefahren, als es zulässig?“ „Freilich, Herr Richter!“ „Wie viele Kilometer ungefähr pro Stunde?“ „Ja, i bit', a' Stund lang hab' i net zug'schaut!“

Besser ist besser. Passagier (zum Bahnhofsvorsteher der Secundärbahn): „Ist's möglich, daß ich ein Beefsteak noch vor Abgang des Zuges erhalten und essen kann?“ Wirt: „Zweifellos . . . sicherer wäre allerdings die Sache, wenn Sie für den Lokomotivführer auch noch ein bestellten.“

Vater (zu seinem Söhnchen, das während der Ferien bei der Tante zum Besuch war): „Nun, Mädchen, wie hat es dir bei der Tante gefallen?“ Mari: „E, die war sehr besorgt um mich, alle Tage fragte sie, ob ich noch kein Peinwech hättel!“



„Dir allein, liebes Starchen, ident' ich meine Photographie; die anderen waren alle unartig gegen mich, darum bekommen sie keine! Da sich mal, er, sie toltet einen Dollar per Stück.“

„Ach, liebe Tante, dann gib mir lieber den Dollar.“



„Johann, bringen Sie mal den Globus herein. Wir wollen ne Ausfahrt mit dem Auto machen.“



„Vello — entweder freimist jetzt du über den Stad' . . . oder der Stad' über dich!“



„Na, Elschen, die gute Tante geht jetzt fort. Na? — wie sagt man denn da?“ Elschen: „Gott sei Dank!“



Vater: „D ja, jetzt kommt die Alte auch mit! Und da soll ich das Mädel hier a den Mann bringen!“